

Vorwort: **Bauen für die Wissenschaft** – 7  
Dieter Grömling

Einleitung: **Über die Architekten** – 13  
Gunnar Klack und Matthias Seidel

**Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin** – 22

**1974 bis 2009:  
Qualität und Fantasie, ein immerwährendes Projekt** – 39  
Ute Frevert

**„Es hat Spaß gemacht“ – Über die Gestaltungsprinzipien  
der Architekten Fehling und Gogel** – 43  
Manfred Sack

**Max-Planck-Institut für Astrophysik Garching** – 48

**Das Gesetz des eigenen Wesens** – 55  
Thorsten Dame

**Die Präsenz des Sozialen** – 59  
Werner Sewing

**European Southern Observatory Garching** – 66

**Das Werk von Fehling+Gogel in Ausstellungen** – 73  
Matthias Seidel

**Werkverzeichnis** – 78  
Gunnar Klack, Andreas Barz, Alexander Hoff,  
Matthias Seidel, Thomas Steigenberger

**Bildnachweis** – 153  
**Autoren** – 154  
**Anmerkungen** – 156  
**Literatur** – 158



## Vorwort: **Bauen für die Wissenschaft**

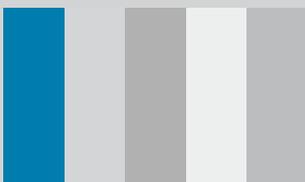
Dieter Grömling

Wissenschaftsbauten haben sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts weltweit nach einheitlichem Muster entwickelt. Sowohl geisteswissenschaftliche als auch chemische, physikalische, biologische und medizinische Fragen prägten lange die nach ihren jeweiligen Fächern standardisierbaren Funktionseinheiten. Der Bautypus Institut basierte, abhängig von seiner vorgegebenen fachlichen Zweckbestimmung, auf überwiegend vergleichbaren Raum- oder Bauprogrammen. Mit Beginn des 21. Jahrhunderts sind vor dem Hintergrund sich rapide wandelnder Strukturen der wissenschaftlichen, kulturellen, politischen, gesellschaftlichen



Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin, 1965–74

und volkswirtschaftlichen Voraussetzungen neue Lösungsansätze erforderlich. Der europäische Markt, die Globalisierung und der längst vollzogene Schritt in die Informations- und Kommunikationsgesellschaft prägen und verstärken diesen Trend. Die Spezialisierung innerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen, die Komplexität des Forschungsgeschehens verlangen zunehmend nach teamorientierter, interdisziplinärer Kooperation im sich verfeinernden Netzwerk des Strebens nach Erkenntnisgewinn.





## Einleitung: **Über die Architekten**

Gunnar Klack und Matthias Seidel

Mit dem hier vorliegenden Katalog zur Ausstellung „Die Max-Planck-Gesellschaft als Bauherr der Architekten Hermann Fehling und Daniel Gogel“ erscheint die erste vollständige Publikation zum Werk der Architekten. Obwohl in der Vergangenheit bereits Bücher und Ausstellungen über Fehling+Gogel produziert wurden, beschränkten sich alle Betrachtungen auf Teilaspekte ihrer Architektur oder blieben sogar bar jeglichen Kommentars. Einerseits hat die Entscheidung von Fehling+Gogel, ihren gesamten Nachlass dem Schweizer Architekturmuseum in Basel zu überlassen, dazu beigetragen, dass sich die Aufarbeitung des Werks aus Berliner Sicht verzögert hat. Andererseits versperrt die Architektur von Fehling+Gogel selbst den Weg der Kommunikation; denn ihre komplizierten Gebäude widersetzen sich sowohl den Wortgriffiger Beschreibungen als auch den Linsen unbedarfter Fotografen.

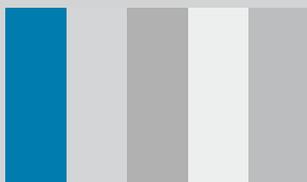
Dass Fehling+Gogel einen absoluten Sonderfall der modernen Architektur in Deutschland darstellen, lässt sich nicht nur an ihren Entwürfen ablesen. Auch ihre unkonventionelle Teamzusammenstellung, ihre persönlichen Charakterzüge und die langjährige Beziehung zur Max-Planck-Gesellschaft (MPG) prägten die Geschichte eines Architekturbüros, das sich nur schwer mit einem anderen vergleichen lässt. So ist es dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung zu verdanken, dass anlässlich der Sanierung ihres Gebäudes eine vollständige Ausstellung über Fehling+Gogel gezeigt wird und sich mit diesem Katalog eine erste umfassende Publikation dem Thema widmet. Neben der mangelnden Vollständigkeit bisheriger Informationen fehlt vor allem ein Verständnis für die Architektur von Fehling+Gogel. Das Aufsummieren baugeschichtlicher Einflüsse – von der Industrialisierung bis zur Postmoderne – ergibt solange keinen Schlüssel, wie es den Sonderfall der Max-Planck-Institute ausschließt. Nur mit der Max-Planck-Gesellschaft als Bauherr konnten Fehling+Gogel eine Architektursprache entwickeln, die als Unikum zwischen und jenseits von Trends und Strömungen ihrer Zeit steht. Insofern ist es nur konsequent, dass sich die Max-Planck-Gesellschaft mit einer Ausstellung und einem Katalog dem gesamten Werk von Fehling+Gogel widmet.

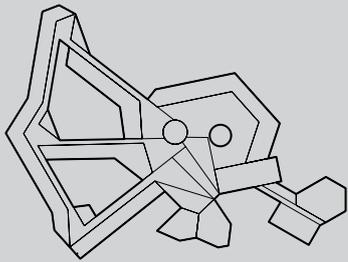
Nach wie vor wirkt die Architektur von Fehling+Gogel rätselhaft bis verwirrend. Und doch entwarfen die Architekten nach einem nachvollziehbaren Regelwerk, das ihre Gebäude als logi-



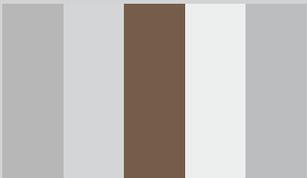
Institut für Hygiene und Mikrobiologie der Freien Universität Berlin, 1966–74

Treppenhalle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin





Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin  
Nach dem Entwurf 1965 dauerte es neun Jahre, bis das  
Institutsgebäude 1974 eingeweiht werden konnte. Der Wett-  
bewerb wurde 1964 ausgelobt und 1966 entschieden. 1972  
begannen die Bauarbeiten, nachdem das Institut für Bil-  
dungsforschung 1971 vollständig in die Max-Planck-Gesell-  
schaft aufgenommen wurde. Die mehrflüglige Anlage über-  
trifft in Größe und Komplexität alle anderen Bauten von  
Fehling+Gogel.



# Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1965–74

Gunnar Klack

Lentzeallee 94, 14195 Berlin-Schmargendorf

Auftraggeber: Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Vorbemerkungen

Die Architektur wissenschaftlicher Institutsbauten unterliegt demselben Wandel wie die Wissenschaften selbst. Der bauliche Ausdruck einer wissenschaftlichen Einrichtung verkörpert sowohl das Selbstverständnis dieser Einrichtung als auch das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Bauten der Wissenschaft sind immer Zeichen ihrer Zeit, doch selten wurden die Ansprüche einer Forschungseinrichtung so ausdrücklich in ein Gebäude umgewandelt

wie bei der Errichtung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin. Damit sind nicht die etwaige Schönheit oder Funktionalität des Baus gemeint, denn beide liegen im Auge des Betrachters. Stattdessen soll auf die künstlerische und zeitgeschichtliche Bedeutung dieses Gebäudes hingewiesen werden, die dem Zusammentreffen mehrerer einzigartiger Umstände geschuldet ist.

Hierbei ist die Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) untrennbar mit der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland verbunden. Damit sich eine Gesellschaft selbst wahrnehmen kann, braucht es Räume,

in denen sie sich konstituieren kann. Die junge Bundesrepublik Deutschland definierte sich räumlich im ersten Bonner Bundeshaus von Hans Schwippert, im Hansaviertel der Interbau-Ausstellung oder im Kanzler-Bungalow von Sep Ruf. Die Verwendung moderner Architekturformen war keinesfalls selbstverständlich, wie die frühen neoklassizistischen Bauten der Freien Universität zeigen<sup>10</sup>. In den 1950er Jahren suchten nicht nur Architekten nach Verbindungen zum vergangenen Jahrzehnt. Das Bestreben, die eigene Geschichte nach 1945 trotz der Katastrophe des Nationalsozialismus als Kontinuum zu begreifen, prägte damals weite Teile der westdeutschen Gesellschaft.



Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, ursprünglicher Zustand mit Sichtbeton, Ansicht von Südwesten

## Die Aufgabe

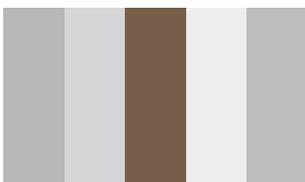
Das Bedürfnis, sich nach 1945 neu zu definieren, führte im Fall der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften nicht nur zur Neugründung der Max-Planck-Gesellschaft. Auch die frühen Gebäude der MPG bekennen sich bedingungslos zur Moderne und damit zum Bruch mit der Geschichte. In was für Gebäuden also fand sich die Max-Planck-Gesellschaft, wie veräumlichte sie sich selbst und fand damit zu einem Selbstverständnis als moderne Institution? Der Bau des Berliner Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung fiel in eine Phase der Geschichte, in der ein Gebäude zur Verortung der eigenen Identität gebraucht wurde. Dieser Umstand verleiht dem Gebäude in der Lentzeallee seine besondere Bedeutung. Außerdem ist



Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, bauzeitliche Ansicht von Südosten

es das erste geistes- und sozialwissenschaftliche Institut der Max-Planck-Gesellschaft, das einen eigenen, speziell zugeschnittenen Neubau bekam. Die neue Bauaufgabe spornte Architekten und die MPG dazu an, einen eigenen Bautyp für diese Nutzung zu finden – einen, der sich sowohl von der historischen Architektur als auch von den Bauten der Naturwissenschaft distanziert. Für die Intention, geisteswissenschaftliche Arbeitsabläufe ideal zu verräumlichen und eine spezifische Architektursprache zu finden, ist das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung ein außerordentlich deutliches Beispiel.

Hellmut Becker, der Gründer des Instituts, formulierte bereits 1959 Ideen für das neuartige Feld der Bildungsforschung. Inspiriert von Ansätzen aus den USA und Skandinavien initiierte er ein Forschungsinstitut im Umfeld der Freien Universität Berlin. Die Rolle, die Hellmut Becker der Bildungsforschung zudachte, würde im Gebäude reflektiert werden.





Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, bauzeitliche Ansicht von Westen

Der Leiter der Jury, der damalige Senatsbaudirektor Werner Düttmann, hatte bereits dem Wettbewerb für das Institut für Molekulargenetik als Juror beigesehen und war mit den Vorgängen in der Max-Planck-Gesellschaft vertraut.

So kam es, dass die Wettbewerbsjury 1966 einstimmig den Entwurf von Fehling+Gogel auswählte, weil er sich gut in die niedrige Bebauungsdichte südwestlich des Südwestkorsos einordnete. Zwar fand die Jury alle Vorgaben an die interne Organisation ausreichend gelöst und hielt die Architektur für dynamisch und spannend, doch ausschlaggebend war die städtebauliche Figur: ein großer Bau, der sich zur Straße sehr flach und bescheiden gibt.

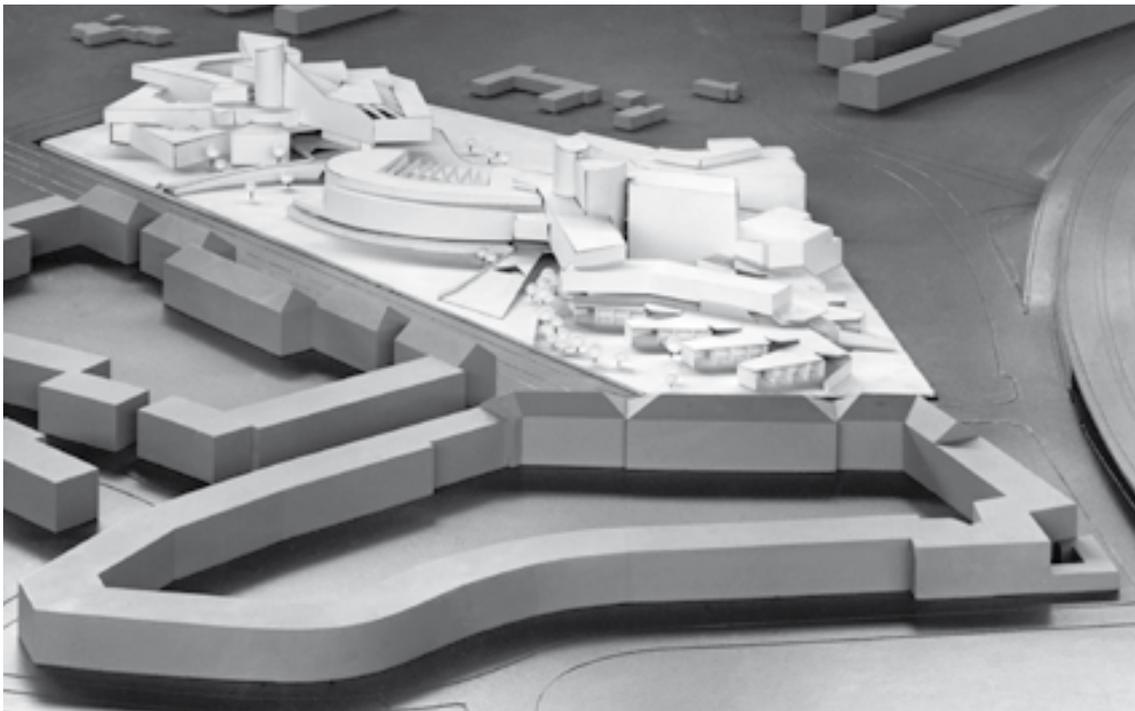
Das Pädagogische Zentrum, das im Wettbewerb noch Teil der Anlage war, kam nie zur Ausführung. Stattdessen wurde ein anderer Forschungsbau errichtet, dessen Durchführung ebenfalls die Bauabteilung der Max-Planck-Gesellschaft betreute. Der Elektronenspeicherring Bessy von Architekt Gerd Hänska verhält sich zum Institut für Bildungsforschung ähnlich wie das Garchinger European Southern Observatory zum benachbarten Max-Planck-Institut für Astrophysik.

Die Unsichtbarkeit des Gebäudes in der Lentzeallee 94 wurde für die Architekten gleichermaßen zum Fluch wie zum Segen. Weil kaum einer ihrer Entwürfe städtebauliche Präsenz besitzt, sondern sich fast alle möglichst wenig repräsentativ geben, wurden Fehling+Gogel selbst nie so bekannt wie andere – durchaus weniger radikale – Architekten ihrer Generation.

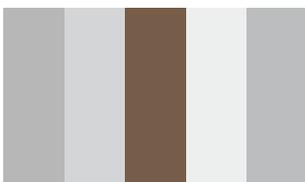
## Der Entwurf

Mit dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung führten Fehling+Gogel drei Gestaltungsprinzipien zusammen, die in ihrer Architektur schon vorher zur Anwendung kamen, hier jedoch zum ersten Mal gemeinsam in einem Bau. Es handelt sich dabei erstens um das schneckenartige „Aufwickeln“ der Baumassen um einen zentralen Turm, wie es Fehling+Gogel seit dem Entwurf des Glaspavillons der Interbau-Ausstellung beschäftigt hatte. Zweitens kam hier die Formgebung aufgrund angenommener Bewegungsabläufe durch das Gebäude zur Anwendung. Der dritte und wichtigste Aspekt ist jedoch die Entscheidung, einen großen Teil des Gebäudevolumens einem Gemeinschafts- und Begegnungsraum zu widmen. Hierbei spielte die vorangegangene Planung des Studentendorfs eine große Rolle, zumal Fehling+Gogel dort durch den Auftraggeber dazu verpflichtet waren, eine Raumordnung für eine demokratisch organisierte Gemeinschaft zu finden. Ein geeignetes Mittel zur Förderung demokratischer Strukturen und zur Bekämpfung steiler Hierarchien sahen Fehling+Gogel, ebenso wie Hellmut Becker, in Begegnung und Kommunikation.

Deswegen ist die Treppenhalle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung als eine großzügige Abenteuerlandschaft angelegt, sie soll die Mitarbeiter dazu verführen, bei zufälligen Begegnungen stehen zu bleiben und sich zu unterhalten. Im Gegensatz zu einem großflächigen Atrium, in dem der Blick ständig nach oben strebt, erlaubt die vielgestaltige Treppenhalle



Wettbewerbsmodell mit Pädagogischem Zentrum, 1965





Ansicht von Norden mit grau gestrichenen Außenwänden, 2009

#### Das Gebäude

Erst 1972 konnte bei der „Bildungsforschung“ mit den Bauarbeiten begonnen werden, 1974 wurden sie beendet. Dabei erwies sich der Bau als durchaus schwierig. Nicht nur die Konstruktion des Daches über der Treppenhalle war extrem kompliziert. Auch weitere Details wie die zahlreichen Oberlichter und diagonal geschnittenen Flurfenster sorgten bald nach der Fertigstellung für Probleme.

Um das bereits knappe Budget nicht zu überschreiten, wurde auf einen Anstrich der Betonfassaden sowie auf eine Dach-

deckung mit Kupferblech verzichtet. Stattdessen verwendete man hier einfache Teerpappe, was der Dichtigkeit des Daches nicht gerade zuträglich war. Zum einen lag beim Institut für Bildungsforschung der Preis pro Quadratmeter Geschossfläche ohnehin sehr niedrig. Fehling+Gogel bauten für das ihnen zur Verfügung stehende Geld ein extrem großes Gebäude. Zum anderen bedeutet eine Abweichung vom rechten Winkel für jeden Bauprozess Mehrkosten, sodass es umso erstaunlicher ist, wie vielgestaltig dieses Institutsgebäude trotz eines „Sparpreises“ von etwa 13 Millionen DM ausfiel.

Anlässlich der Einweihung 1974 wurde in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften über das Haus berichtet. Dank des positiven Echos schoss die Max-Planck-Gesellschaft nachträgliche Gelder zum verspäteten Anstrich der Fassaden zu.

Mit der ersten Übermalung der Fassaden begannen größere und kleinere Veränderungen und Anpassungen, die mit der jüngsten Sanierung sicher nicht ihr Ende gefunden haben werden. Wie es bei einem Gebäude dieser Größe zu erwarten war, meldeten die Nutzer schon während der Planung erste Änderungswünsche an. Vom Wettbewerbsentwurf bis zum gebauten Haus war es ein weiter Weg. In den sechs Jahren zwischen 1966 und 1972 veränderten neue Bedürfnisse des Instituts den Entwurf immer wieder. Das schematisch sehr klare Modell, mit dem Fehling+Gogel den Wettbewerb gewannen, wuchs im Laufe der Jahre zu einer komplexen, unregelmäßigen Struktur. In den ersten Grundrissen ist eine deutliche Radiärsymmetrie zu erkennen. Vom zentralen Erschließungsturm gingen ursprünglich alle Bauteile in regelmäßiger Winkeldrehung ab, der Plan sieht aus wie eine stilisierte Blüte. Die charakteristische Treppenhalle war in dieser Form kaum zu erahnen.

Darüber hinaus bleibt natürlich festzustellen, dass Funktionalität genau wie Schönheit von subjektiven Empfindungen und zeittypischen Vorstellungen abhängt. Die Ansprüche der Bildungsforschung haben sich seit 1964 gewandelt, Farbschmäcker sowieso, und auch die Forderung nach Kongruenz von Nutzung und Ausdruck eines Gebäudes wurde mit der Postmoderne relativiert. Zwar dienen Gebäude nach wie vor der Repräsentation und Identitätsfindung ihrer Bauherren, doch ist die direkte Übertragung sozialer Strukturen auf räumliche Figuren anderen Intentionen gewichen.

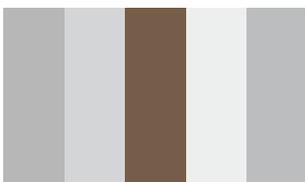


Ansicht von Nordwesten mit grau gestrichenen Außenwänden, 2009

Im Zuge der jüngsten Sanierung, die von dem seit 1977 das Haus betreuenden Architekt Klaus Günther und seinem Sohn und Partner Benjamin durchgeführt wurde, forderten die Nutzer des Institutsgebäudes selbst eine hellere Innenraumgestaltung. Die schließlich realisierte Farbgebung entspricht diesem Wunsch, weist aber noch immer den Kontrast aus weißen und dunkleren Elementen auf. Dieser Kontrast unterstreicht, wie die verschiedenen Bauteile aus unterschiedlichen Richtungen durch die Eingangshalle verlaufen.

Die Diskussion um die Farbgestaltung des Institutsbaus begann bereits vor dessen Fertigstellung. Ursprünglich orangefarbene Türen stießen auf ähnliche Ablehnung wie die insgesamt vorherrschende Dunkelheit des Baus. Dabei war die Dunkelheit ein konstituierendes Element des Entwurfs, denn Fehling+Gogel interpretierten die Konzentration auf Arbeit und Gemeinschaft mit wenig Glas und gedeckten Farben. In Anbetracht der täglichen Arbeitssituation ist der Wunsch nach einer hellen Umgebung jedoch nachvollziehbar. Ein neues Farbkonzept kombiniert starke Farbakzente mit den erdigen Tönen des Originals. Somit eliminiert der neue Innenanstrich einen denkmalwürdigen Aspekt des Gebäudes, liegt jedoch im Bereich der kleinen, oberflächlichen Veränderungen, die die Bausubstanz nicht angreifen.

Einen massiven Eingriff bedeutete hingegen die Erweiterung der Bürotrakte in den Jahren 2005–06. Hier plante das Architektenduo Günther eine Aufdoppelung des nördlichsten Büroflügels, sodass aus der einhüftigen Zeile eine zweihüftige wurde. Dort, wo die Bürotrakte am höchsten gestapelt sind und sich kein weiterer Hof anschließt, steht eine hohe Betonwand, hinter der einzig die Erschließungsflure des letzten Bürotrakts liegen. Diese massive Formation wurde jahrelang als „Eiger Nordwand“ bezeichnet, bevor Günther und Sohn hier anbauten. Sie ließen die Wand aufsägen und eine schmale Scheibe gestapelter Büros davor stellen.





# 1974 bis 2009: Qualität und Fantasie, ein immerwährendes Projekt

Ute Frevert

Als ich das Gebäude Lentzeallee 94 das erste Mal betrat, ging es mir wie fast allen Besuchern: Ich war überwältigt. Auf den eher unscheinbaren Eingang – man hat ihn oft mit einem Nadelöhr verglichen – folgte die kühn gestaltete Halle, hoch aufragend, tief gestaffelt, mit schwingenden Treppen und Zwischenterrassen. Darauf ist man nicht gefasst. Denn von außen gesehen wirkt der Bau wie eine Burg, eine verschanzte Festung, die nicht zum Eintritt einlädt. Innen hingegen entfaltet sich eine Großzügigkeit und Leichtigkeit, die erstaunt und beglückt. Ein bisschen philharmonischer Geist ist hier zu spüren und man fühlt sich an Schellings Wort

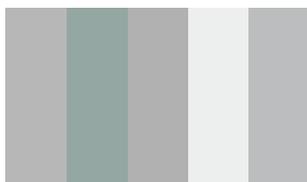
von der Architektur als erstarrter Musik erinnert –, dass die Halle zudem eine gute Akustik besitzt, freut den Institutschor und sein geneigtes Publikum.

Niemanden, der das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung betritt, lässt dieser erste Raumeindruck kalt. Alle Journalisten und Architekturkritiker, die über die Eröffnung 1974 berichteten, rühmten seine „dramatische Mitte“, die „hinreißend dynamische Halle“, das „grandiose Foyer“, „dieses Treppenhaus par excellence“. Alle westdeutschen (und viele Schweizer) Tages- und Wochenzeitungen veröffentlichten Fotos und Artikel, von der *Neuen Zürcher Zeitung* bis zu den *Mittelschwäbischen Nachrichten* und der *Allgemeinen Zeitung der Lüneburger Heide*. Scharen von fachkundigen Besuchern pilgerten nach Dahlem und Manfred Sack schrieb in seiner Architekturkolumne zum Jahresende: „Das Jahr hatte eine Sensation, und die Sensation war ein einzelnes Gebäude in Berlin, eins aus Beton übrigens.“

Noch immer kommen die Besucher, auch wenn die Architektenkarawane inzwischen weitergezogen ist, nach Bilbao und Abu Dhabi. Und noch immer lassen sie sich von der Eingangshalle bezaubern. Das geht selbst den Mitarbeitern so, die tagtäglich durch die bescheidene Tür treten, um hernach in ihren – ebenso bescheidenen – Arbeitszimmern zu verschwinden. Dazwischen aber empfängt sie eine „dynamisierte Formensprache“, der „begeisternde Aufschwung in der Mitte“, „das Gefühl von Weiträumigkeit und Luxus in der Eingangshalle“ (*Süddeutsche Zeitung*). Wie stark dieses Entree unsere Stimmung und Erwartungen prägt, wurde deutlich, als das Haus 2008/09 zwecks Renovierung für zwölf Monate geschlossen werden musste. Das „Exil“ in der Königin-Luise-Straße 5, vordem Heimat des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, war zwar durchaus komfortabel, die Büros zählten teilweise sogar mehr Quadratmeter als in der Lentzeallee. Was aber fehlte war Form und Inspiration. Von ellenlangen



Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, bauzeitliche Aufnahme der Bibliothek





Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Treppenhalle nach der Sanierung, 2009

Die Wände zum Flur bestehen aus Schränken mit faltbaren Türen, das spart Platz. Über den Schränken wahrt, wie die Architekturkritikerin der *Süddeutschen Zeitung* bemerkte, „eine gläserne Trennwand zwischen Zimmer und Flur die Durchgängigkeit der Decke und schafft dadurch optisch mehr Raum“.

42

Es sind solche (und viele andere) Details, die uns immer wieder an das Privileg erinnern, in einem solchen Haus arbeiten zu können. Es mag Menschen geben, denen ihre räumliche Umwelt gleichgültig ist. Ich gehöre nicht dazu. Und Hellmut Becker, der erste „Hausherr“, auch nicht. Er betrachtete es 1974 als Herausforderung, „Wissenschaft zu betreiben, die der Qualität und der Fantasie dieses Baus entspricht“. Daran arbeiten wir, mit Wonne.

# „Es hat Spaß gemacht“ Über die Gestaltungsprinzipien der Architekten Fehling und Gogel

Manfred Sack

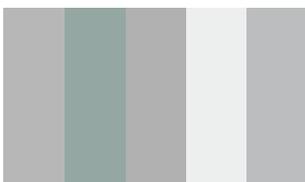
Ich hatte damals, Anfang 1974, schon neugierig einen Blick ins Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in der Lentzeallee geworfen, hatte mich von der überraschenden, dramatisch beschwingten, einladenden Raumkomposition der Eingangs- und Treppenhalle faszinieren lassen – und wollte nun aber von seinen Architekten, von Hermann Fehling und Daniel Gogel alles darüber wissen, so wie später beim Max-Planck-Institut für Astrophysik in München-Garching und auch bei dem ähnlich dramatischen Raumwunder der Europäischen Südsternwarte ESO gleich gegenüber.



Max-Planck-Institut für Astrophysik, Garching bei München,  
Grundrissrelief an der Außenwand

Hauptmerkmal all dieser – und etlicher anderer – Gebäude ist ihr offener zentraler Eingangsbereich, um den herum alle Raumfluchten angeordnet sind. Alle drei Bauwerke lassen bei der ersten Begegnung an technisch unerhört gewiefte Architekten denken: der eine groß und schlank, ein feiner, sensibler Entwerfer; der andere, fast 20 Jahre jünger, etwa ebenso groß, jedoch von mächtiger Gestalt, ein barocker Erfinder. Ich staunte darüber, wie die beiden bei meinem Besuch in ihrem Büro in der Margarethenstraße 5 am Halensee gemeinsam hantierend eine Kaffeemaschine in Gang zu setzen versuchten, etwas, das sonst offenbar irgendein hilfreicher Geist zu erledigen pflegte. Sie schafften es mühsam in einer unnachahmlichen Szenenfolge. Womöglich hatte ihnen auch dabei ein Satz auf der Zunge gelegen, den ich in diesem und etlichen anderen Gesprächen mit ihnen immer wieder gehört habe: „Es hat Spaß gemacht.“ Und merkwürdigerweise habe ich ihn auch von vielen anderen gehört, die mit den beiden zu tun hatten – nicht nur von denen, die ihre Bauwerke bevölkern, sondern auch von denen, die sie errichtet haben. „Mann, diese Bauarbeiten“, jubelte Daniel Gogel, „wir ham’ ja brillante Poliere jehabt.“ Vor allem dachte er an den Maurerpolier Pfau in München, der erst über die komplizierten Pläne gestöhnt hatte, dann aber „mit de Pläne schlafen jejang’ is“. Und die Zimmerleute hätten extrem gut gearbeitet, nicht zuletzt bei den höchst komplizierten Betonschalungen.

Ebenso begeistert sprachen Fehling und Gogel über ihre „schlichtweg fantastischen Bauherren“, die sofort begriffen hätten, was sie sich gedacht haben, und nicht zuletzt über diejenigen, die mit dieser Architektur zurechtkommen mussten. Einer der Astrophysiker in München sprach für alle seine Kollegen: „Wir merken eigentlich jeden Tag, dass uns der Bau mit seinen vielfältigen und oft ganz überraschenden Schönheiten bei der Arbeit anregt.“





Max-Planck-Institut für Astrophysik, Bibliothek

gezeichnet werden. „Organik verlangt individuieren, verlangt, dass jedem Ding die ihm eigene Gestalt gegeben werde“, mahnte Häring im Zentralblatt der Bauverwaltung, „individuieren heißt, nach dem Gesetz des eigenen Wesens die Gestalt bauen, nicht nach dem Gesetz gegebener Formen“. Das Institut für Bildungsforschung und alle weiteren Bauten für die Wissenschaft von Fehling+Gogel folgen dieser Aufforderung: Die Arbeit in einem Forschungszentrum erschöpft sich für sie nicht in abgeschiedener Klausur. Sie wird durch Austausch, durch Kommunikation und neue Eindrücke gefördert. Die Räume von Fehling+Gogel für die Max-Planck-Gesellschaft regen zur Bewegung und zum Perspektivwechsel an.

# Die Präsenz des Sozialen

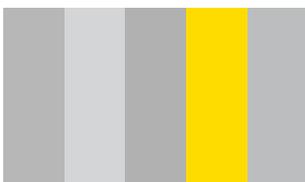
Werner Sewing



Max-Planck-Institut für Astrophysik, Ansicht von Südwesten

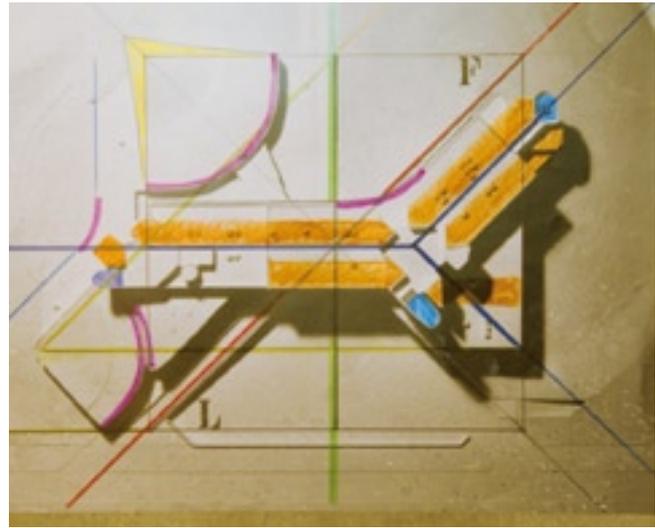
Fehling+Gogel gehörten zu den Architekten, die sich weitreichender Erörterungen über ihr eigenes Werk enthielten. Ihre Kommentare waren pragmatisch, betont „berlinisch“ nüchtern. Architekten bauen, sie reden nicht. Ein kurzer Blick auf die komplexen und raffinierten Grundrisse und die bei aller Schlichtheit expressiven, starken Formen ihrer Bauten genügt aber, um hier weiter zu fragen.

Als Angehörige einer „postheroischen Moderne“ der Nachkriegszeit mieden sie die Emphase ihrer Lehrer, deren Reflexionen über Raum und Gestalt aus dem Geist der Bewegung aber gingen in ihre Entwürfe ein. Die bekannten Kategorien der Deutung – „Organische Architektur“, „Expressionismus“ oder lapidar „Scharounschule“ – mögen also Suchbegriffe sein, die

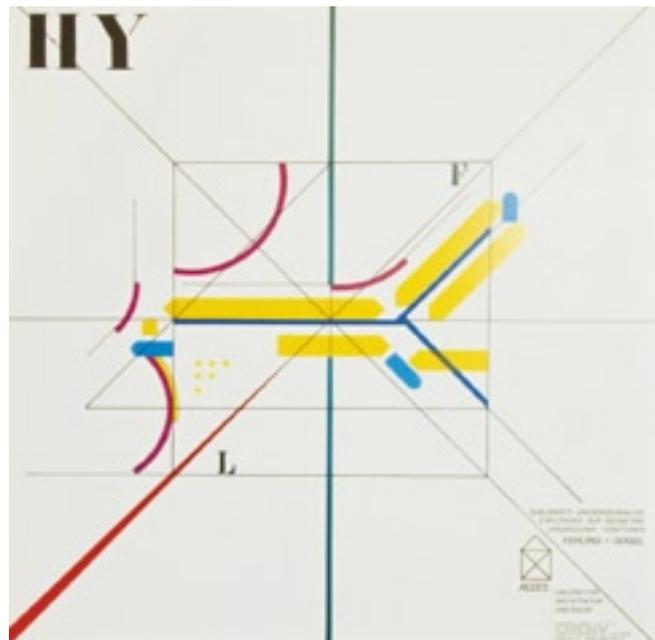


Die dritte zu erwähnende Ausstellung stellte 1998 das Architekturmuseum Basel (heute: Schweizerisches Architekturmuseum) zusammen, das seinerzeit im Haus Pluggässlein 3 untergebracht war. Die Architekten hatten 1995 ihr Archiv in bewusster Abkehr von den Berliner Institutionen als Schenkung dorthin gegeben. Beide verstarben jedoch ein bzw. zwei Jahre später, sodass sie nicht mehr an der vereinbarten Inventarisierung und der Erarbeitung weiterer Darstellungen ihrer Arbeiten mitwirken konnten. Es wurden in der Ausstellung nur wenige Bauten als Stellvertreter für das Gesamtwerk von Fehling+Gogel in Originalplänen auf Transparentpapier sowie in Modellen gezeigt. Zusammen mit dem sehr bescheidenen Katalog, der trotz nur dreier dargestellter Bauten erkennbare inhaltliche Unstimmigkeiten abbildet, kann man diese Ausstellung nur als eine Verlegenheitslösung bezeichnen<sup>24</sup>. Dennoch wurde sie später auch im Architekturmuseum der TU München gezeigt.

Erst durch das Engagement der Max-Planck-Gesellschaft für ihre seinerzeit so exponiert arbeitenden Architekten wurde es 2009 möglich, die Archivmaterialien für diese jüngste Ausstellung auszuwerten, Teile gezielt zu digitalisieren, dabei ein nach dem momentanen Forschungsstand vollständiges Werkverzeichnis zu erarbeiten und die Ergebnisse in dem hier vorgelegten Katalog festzuhalten. Die weiterreichende wissenschaftliche Aufarbeitung wird parallel in zwei Dissertationen geleistet. Diese Anstrengungen sollten dazu beitragen, dem Werk von Fehling+Gogel die Bekanntheit zu verschaffen, die ihm aus den eingangs beschriebenen Umständen heraus seit den 80er Jahren versagt geblieben ist.



Aus dem Grundriss abgeleitete Analysegrafik zum Institut für Hygiene und Mikrobiologie sowie deren Umsetzung als Plakat der Ausstellung bei Aedes, 1986



Ausstellungen über Fehling+Gogel

*Fehling+Gogel*

*Architekturen 1947–1980*

Internationales Design Zentrum Berlin, 26. März – 26. April 1981

Instituto Nazionale di Architettura, Rom, Italien, 23. Nov. – 14. Dez. 1981

Technische Universität Braunschweig, 11. Jan. – 10. Feb. 1982

Akademie der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, 4. Nov. – 3. Dez. 1982

Bauhaus Dessau, Sept. 1990

---

*Grundrißanalysen*

Aedes-Galerie für Architektur und Raum, Berlin, 11. Okt. – 15. Nov. 1986

Kunsthochschule Berlin-Weißensee, 15. Feb. – 15. März 1992

---

*Fehling+Gogel*

*Ein Berliner Architekturbüro 1953–1990*

Architekturmuseum Basel, 6. Juni – 9. Aug. 1998

Architekturmuseum der Technischen Universität München, 16. Nov. – 22. Dez. 1998

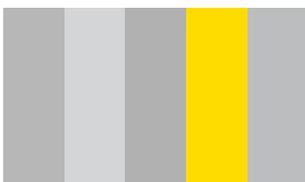
---

*Die Max-Planck-Gesellschaft als Bauherr der Architekten Hermann Fehling und Daniel Gogel*

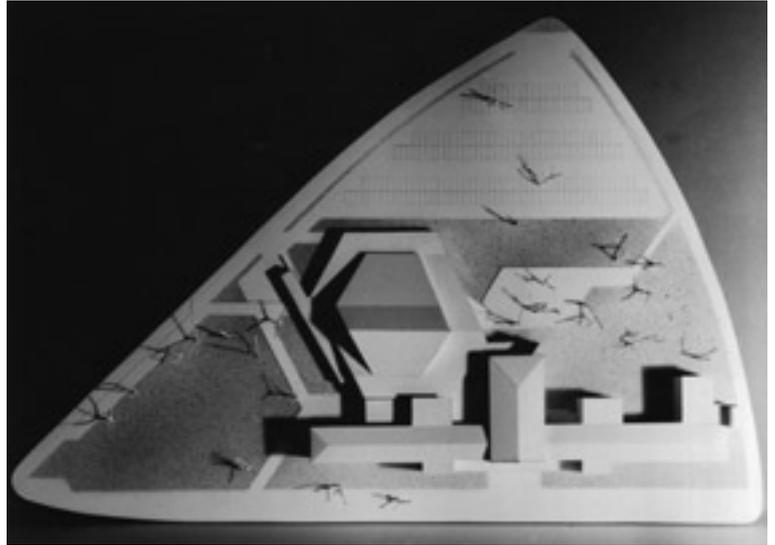
Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin, 19. Okt. – 27. Nov. 2009

Die Ausstellung wurde als Wanderausstellung konzipiert.

Informationen unter [www.fehling-gogel.de](http://www.fehling-gogel.de)

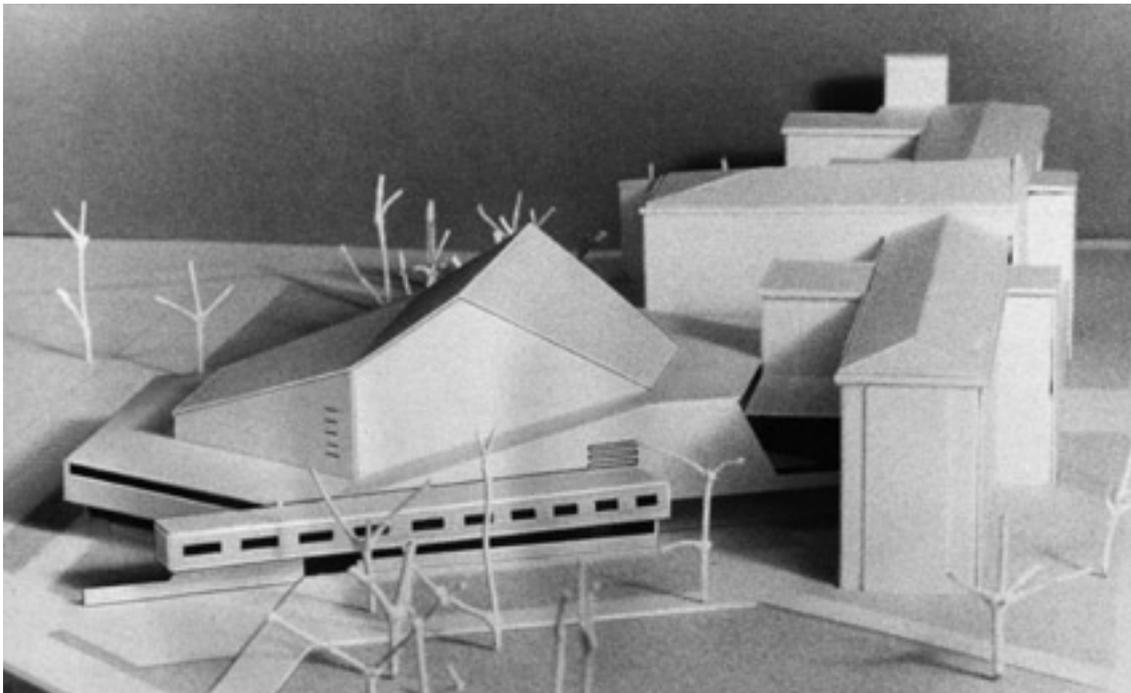


konventionellere Planung. Peter Pfankuch und Daniel Gogel wurden offiziell als Fehlings Mitarbeiter aufgelistet. Obwohl die beiden erfolgreichsten Entwürfe auf den ersten Blick Verwandtschaft zeigen, sind sie strukturell grundverschieden. Beide verwenden im Zuschauerraum das Motiv einer Landschaft, in welcher Hügel aus Tribünen ineinander übergehen. Bei Fehling, Gogel und Pfankuch orientiert sich jedoch der Zuschauerraum traditionell zu einer Guckkastenbühne – und nicht um eine offene Musizierfläche herum.



Lage des Wettbewerbsgrundstücks hinter dem Joachimsthalschen Gymnasium an der Bundesallee

Basis ihres Entwurfs bildet ein Hexagonalraster, der Grundriss erinnert an Frank Lloyd Wrights Honeycomb House für Paul und Jean Hanna von 1936–37<sup>35</sup>. Diese Geometrie führt zu deutlich klareren Raumlinien als beispielsweise Scharouns unregelmäßiges Vieleck.



# Berlin-Pavillon

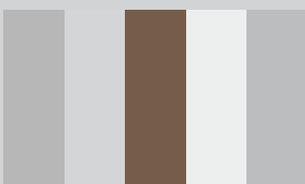
1956–57



Straße des 17. Juni 100, 10557 Berlin-Tiergarten

Auftraggeber: Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin

Seine große Bekanntheit verdankt der Berlin-Pavillon nicht nur seiner sichtbaren Lage an der Straße des 17. Juni, seiner Rolle während der „Interbau“-Ausstellung 1957 oder seiner langjährigen Funktion als Informationsstelle der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen. Auch der kontrovers diskutierte Umbau zum Drive-in-Lokal in den Jahren 2004–05 rückte den Bau ins Bewusstsein der Berliner. Während der Bauausstellung „Interbau“ von 1957 diente der Berlin-Pavillon zur Präsentation der Berliner Stadtentwicklung und als Eingangsgebäude zum Ausstellungsgelände des Hansaviertels. Auf dem Areal standen neben





Wohnlandschaft von Haus Schatz, Aufnahme 2009

Hilmar Schatz war Dirigent und Musikwissenschaftler. Er leitete das Sinfonieorchester des Südwestdeutschen Rundfunks, seine Ehefrau Ingeborg war Musikredakteurin derselben Sendeanstalt. Die Eheleute waren fasziniert von dem Haus in Gelnhausen, das Fehling+Gogel 1964 für Familie Prawitz entworfen hatten. Über die Prawitz' wurde der Kontakt zu Fehling+Gogel hergestellt.

**118**

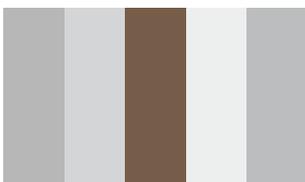
Ein erstes Planungsgespräch brach Hermann Fehling ab, weil er die Wunschvorstellungen des Ehepaars Schatz für Unsinn hielt. Als Reaktion auf die Reihe von Quadraten, die ihm Hilmar Schatz als Anhaltspunkt für den Hausentwurf mitgab, begann Fehling noch beim Rückflug nach Berlin damit, mögliche Bewegungsabläufe im Haus zu skizzieren, ohne dabei die Hausform festzulegen<sup>53</sup>. Ein unbefriedigender Vorentwurf, der Haus Prawitz recht ähnlich sah, wurde zugunsten eines ganz anderen Ansatzes verworfen. Fehling+Gogel entschlossen sich

dazu, die angenommenen Wege durchs Haus als formende Grundlage des Entwurfs zu benutzen. Damit erarbeiteten sich Fehling+Gogel ein Gestaltungsprinzip, das sie in den großen Institutsbauten für die Max-Planck-Gesellschaft und der European Southern Observatory weiter ausbauten. Um die zentrale Säule des Kamins windet sich Haus Schatz wie eine Schnecke. Die Dachflächen legen sich als unabhängige Dreiecke um den höchsten Punkt des Hauses und kragen in verschiedene Richtungen unterschiedlich weit aus. Sie gehen vollständig in die Hügellandschaft über und lassen Haus Schatz wie eine aus dem Boden herauswachsende Gesteinsformation erscheinen. In Richtung des Hangs setzt sich die Dachlandschaft zu einem kleinen zweiten Gipfel fort. Der Grundriss besitzt eine unregelmäßige Zackenform, die sich in unterschiedlichen Richtungen jedoch immer an der zentralen Wendeltreppe orientiert.

Mit den Vorstellungen vom „Organischen Bauen“, wie sie Hugo Häring prägte, hat Haus Schatz wenig gemeinsam. Wichtiger als eine reibungslose Bewegung im Haus ist die abwechslungsreiche Gestaltung, die durch die Verräumlichung imaginerter Bewegungsabläufe erzeugt wird. Eine weitere Besonderheit von Haus Schatz ist der Einsatz von Kunststoff als Baumaterial. Der befreundete Architekt Günter Ssymmank konstruierte für Fehling+Gogel eine durchsichtige Wendeltreppe aus Polyacrylharz. Ebenfalls von Ssymmank stammen die dreieckigen Kunststoffelemente, die den zweiten kleinen Hausgiebel bedecken. Mit dieser Konstruktion ließ sich ursprünglich das Dach über dem Swimmingpool bewegen. Eine Pneumatik konnte die sechs Dachflächen wie Blütenblätter öffnen. Diese experimentelle Dachanlage erwies sich jedoch als problematisch und wurde zurückgebaut.



Erdgeschossgrundriss des ausgeführten Entwurfs





Gebäude am Steglitzer Hindenburgdamm einen Sonderstatus unter allen Institutsbauten von Fehling+Gogel. 33 Millionen DM kostete der Bau des Instituts, etwa doppelt soviel wie die anderen Institutsbauten vergleichbarer Größe, was vor allem an der komplexen technischen Ausstattung lag. Immerhin muss das Institutsgebäude absolute Quarantäne garantieren können und wurde teilweise als Hochsicherheitstrakt angelegt.

Im Vergleich zu den anderen drei Instituten von Fehling+Gogel wird die Andersartigkeit des Instituts für Hygiene und Mikrobiologie deutlich, weil es sich um naturwissenschaftliche Forschung handelt und weil es keinen großen gemeinsamen Raum besitzt. Streng genommen ist auch die Astrophysik des Garchinger Instituts eine Naturwissenschaft, die laborunabhängige Tätigkeit selbst ähnelt jedoch mehr einer Geisteswissenschaft. Die Daten der Astrophysik werden anderorts erhoben und in Garching ausgewertet und diskutiert. Ganz ähnlich verhält es sich mit der ESO.

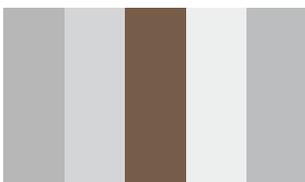
**124**

Der Betrieb im Institut für Hygiene und Mikrobiologie jedoch findet zu einem großen Teil in Laboren statt, der kommunikative Aspekt der Arbeit nimmt eine untergeordnete Stellung ein. So kommt es, dass sich das Gebäude am Hindenburgdamm als betont technisch-industrielle Anlage gibt. Hoch ragen die Türme der Versorgungsschächte über den Labortrakt hinaus.



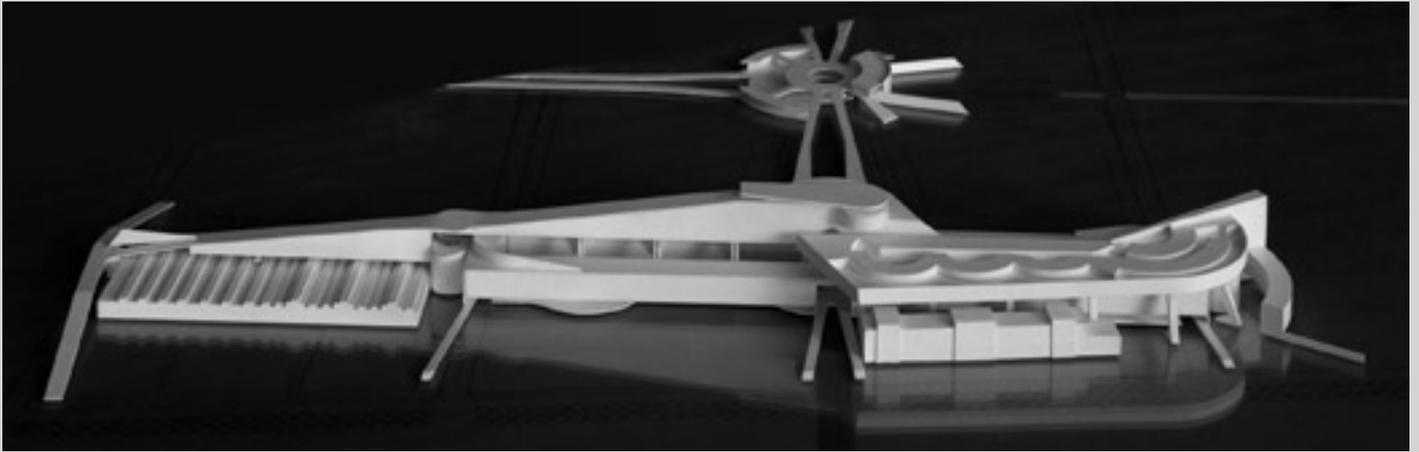
Zu den technischen Anforderungen, die Fehling+Gogel mit dem Entwurf zu bewältigen hatten, kam ein städtebauliches Problem hinzu: Für die Erweiterung der Freien Universität wurden seit den 60er Jahren Neubauten in Steglitz und Lichterfelde errichtet, da die naturwissenschaftlichen Institute in Großbauten untergebracht werden mussten, die in Dahlem nur schwer in die vorstädtische Umgebung einzubinden waren<sup>55</sup>. Doch auch in Lichterfelde stand der Neubau des Instituts für Hygiene und Mikrobiologie im Konflikt mit dem städtebaulichen Umfeld, da als Standort ein Grundstück zwischen dem alten Dorfkern und dem Park des Gutshauses Lichterfelde genutzt werden sollte.

Fehling+Gogel reagierten mit ihrem Entwurf auf die Nachbarschaft, indem sie die Baumassen von Dorfkern und Park stufenweise ansteigen ließen und einen fünfgeschossigen Büro- und Laborriegel mit der schmalen Stirnseite zum alten Dorfkern stellten. Um diesen zentralen Riegel sind die niedrigeren Bauteile angeordnet: Hör- und Seminarsaal, Tierversuchslabore und Nährbodenküche. Grundlage des Entwurfs ist ein Ablaufdiagramm für den Betrieb im Institut. Eine Reihe von Laboren bildet das Kernstück, das die zwei Funktionen des Gebäudes – Forschung und Lehre – zugleich trennt und verbindet. Zum Hindenburgdamm orientiert sich der Lehrbereich, dessen fächerförmigen Sälen wiederum ein eingeschossiger Bürotrakt vorgelagert ist. Hör- und Kurssaal sind mit weitgespannten Stahlkonstruktionen überdacht,



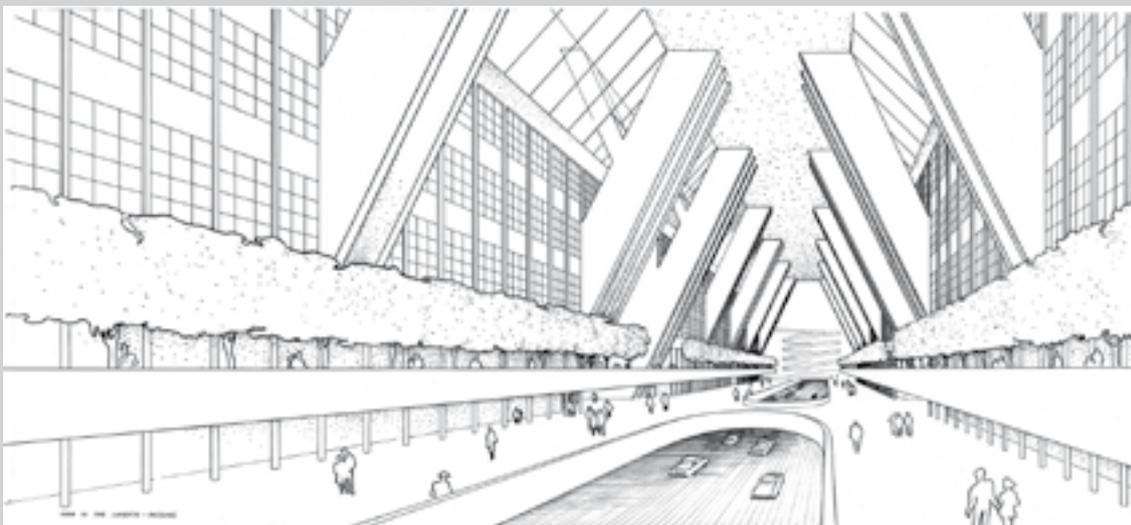
# Fiat-Lingotto

1984



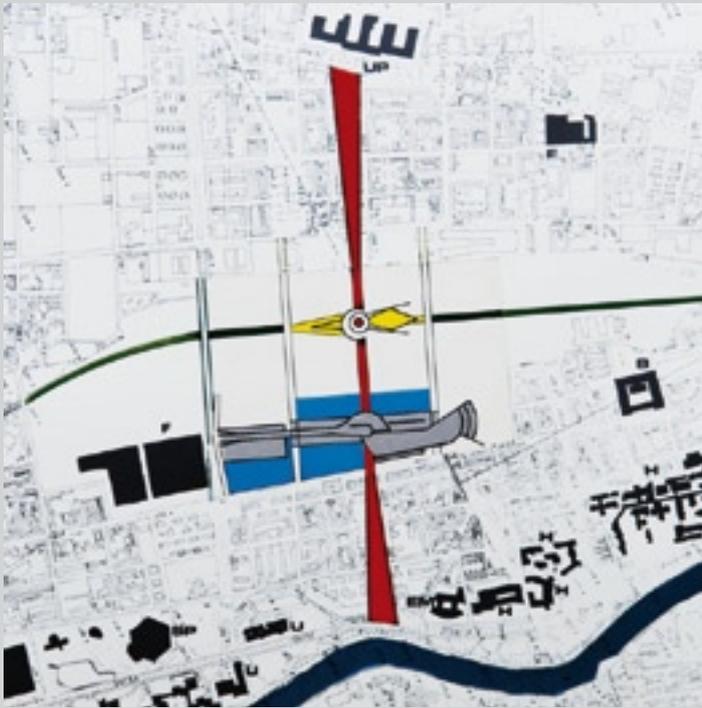
Entwurf, Turin  
Auftraggeber: Fiat

1984 beschäftigte sich ein Architekturwettbewerb mit dem Umbau eines der wohl spektakulärsten Gebäude Europas – der Lingotto-Fabrik der Autofirma Fiat. Eine Auswahl von Architekten wurde dazu eingeladen, Ideen für die gigantische Autofabrik im italienischen Turin zu entwickeln. 1982 hatte Fiat die Autoproduktion im Lingotto eingestellt und suchte nach Möglichkeiten der Nachnutzung. Der Bau des Ingenieurs Matté-Trucco wurde 1914–16 geplant und 1917–20 errichtet. Die damals größte Fabrik Europas stapelte das von Henry Ford



148

Perspektivzeichnung vom Inneren des Lingottos



Städtebaulicher Gesamtplan mit Bahnhof

perfektierte Fließbandprinzip auf fünf Geschosse. Im obersten Stock des über 500 Meter langen Blocks begannen die Fiat-Fahrzeuge als Einzelteile und konnten im Erdgeschoss komplett zusammengebaut aus der Fabrik rollen.

Mit Seilwinden fuhr man die fertigen Autos hinauf aufs Dach, wo eine Strecke für Probe- und Testfahrten aufgebaut war. Die Spiralrampen, die nachträglich hinzugefügt wurden, ergänzen das Lingotto zu einem Meilenstein der Baugeschichte. Ab 1926 konnten die Neuwagen durch das Lingotto hinauf- aufs Dach und wieder herunterfahren.

1984 wurde Renzo Pianos Entwurf für ein Kulturzentrum mit dem ersten Preis ausgezeichnet und bis 1989 umgesetzt. Das Lingotto ist heute einer der wichtigsten Veranstaltungsorte der Stadt Turin und wird von einem Dachaufbau mit Pianos bekannter Glaskugel geschmückt. Die Liste der damals beteiligten internationalen Stararchitekten reflektiert die hohe Bedeutung, die diesem Wettbewerb beigemessen wurde. Neben Renzo Piano reichten unter anderem folgende Architekten Beiträge ein: aus den USA Kevin Roche mit John Dinkeloo, Cesar Pelli und Richard Meier; aus Großbritannien Denys Lasdun und James Stirling mit Michael Wilford; aus Italien Aldo Rossi und Vittorio Gregotti; aus Österreich Hans Hollein. Auch zwei deutsche Architekturbüros wurden eingeladen: Gottfried Böhm und Fehling+Gogel.

Fehling+Gogel nahmen diese Einladung sehr unterschiedlich auf. Widerwillig steuerte Fehling eine große Perspektivzeichnung bei; um alles Weitere kümmerte sich Gogel allein. Der eingereichte Entwurf von Fehling+Gogel übertrifft sogar das bestehende Lingotto an Größe und steigert dessen ohnehin schon riesige Dimensionen ins Gigantische. Großzügig geht der Entwurf mit Abriss der historischen Bausubstanz um, der Denkmalpflege gegenüber war Gogel kritisch eingestellt. Die drei inneren Quergebäude, die das Lingotto in drei Abschnitte teilen, nahm Gogel heraus und überdachte den nun durchgehenden Innenhof mit einer zehngeschossigen Superstruktur. Fünf aus Kreissegmenten zusammengestellte Aufbauten sollten weit über das Lingotto auskragen, ein keilförmig ansteigender Anbau in Verlängerung

